

Ehemalige Heimkinder sind in der Beratung willkommen

Die Geschichte von Maria Heinen¹

Das Schicksal der Heimkinder ging 2010 durch die Presse. Ein Runder Tisch zur Heimerziehung und deren Spätfolgen wurde ins Leben gerufen. Die Katholische Kirche richtete eine Hotline für ehemalige Heimkinder ein. Die persönliche Geschichte von Frau Maria Heinen beschreibt stellvertretend erlittenes Unrecht.



Im vorangegangenen Bericht über die Hotline wurde bereits verdeutlicht, wie die Kirche betroffenen Menschen ein Angebot macht, über jahrzehntelang Verschwiegendes und Tabuisiertes offen sprechen zu können.

Der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz Pater Dr. Hans Langendörfer sagte bei der Vorstellung des Beratungsangebots: »Die Deutsche Bischofskonferenz bedauert zutiefst, dass damals offenbar auch in katholischen Heimen Kindern und Jugendlichen Unrecht sowie seelische und körperliche Gewalt angetan wurde.« Mit der Hotline wolle sich die katholische Kirche den Erwartungen ehemaliger Heimkinder stellen und sie bei der Aufarbeitung ihrer Lebensgeschichten nach Kräften unterstützen. »Sie will die Entstigmatisierung ehemaliger Heimkinder und ihre Rehabilitation.« Sr. Sara Böhmer, Generalpriorin der Dominikanerinnen von Bethanien, und Vertreterin der Deutschen Ordensobernenkonferenz, sagte: »Jeder Fall von Misshandlung, Demütigung und Gewalt war und ist einer zuviel. Das gilt für jedes Kind und jeden Jugendlichen, die in unseren Heimen gelitten haben. Des-

halb bemühen wir uns nach Kräften, mit möglichst jedem und jeder Einzelnen zu sprechen, die das möchten.« Die Hotline sei ein niederschwelliges Gesprächsangebot, das vor allem jene Betroffenen erreichen solle, die bisher nicht mit ehemaligen Trägern in Kontakt seien »weil sie keine direkten Anknüpfungspunkte mehr haben« oder »weil sie aufgrund ihrer Erfahrungen den direkten Kontakt bisher vermieden haben.²

Unsere Beratungsstelle hat entschieden in diesem Jahresbericht einer Betroffenen mit ihrer persönlichen Geschichte eine Stimme zu geben. Frau Heinen wurde über die Hotline zu uns in die Beratungsstelle vermittelt. Viele Jahre hatte sie die Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugendzeit tief im Inneren vergraben. Die Berichterstattung über Gewalt und Missbrauch in Heimen der Nachkriegszeit hatten bei ihr Verletztes berührt und Altes wieder auftauchen lassen. Die Geschichte von Frau Heinen ist erschütternd, eine nicht enden wollende Aneinanderreihung von schweren Traumatisierungen. Sowohl die Erfahrungen im Heim als auch im Leben mit ihrer Familie waren

geprägt von Gewalt und Missbrauch. Schon früh musste sie sich unterordnen, lernte sich anzupassen und nicht der eigenen Wahrnehmung zu trauen. Dies hinterließ eine tiefe Spur mit der Folge, dass es auch im späteren Leben für sie schwer war, sich in Beziehungen selbstbewusst und abgegrenzt zu verhalten. Gerne hätte Frau Heinen einen höheren Schulabschluss und eine Ausbildung gemacht, was ihr allerdings vorenthalten wurde. Geld, das sie an Partnerinnen verliehen hatte, jedoch nicht zurückbekam, führte zu Verschuldung. Durch ihren Anspruch, niemandem etwas schuldig zu bleiben, arbeitet sie noch heute hart als Reinigungskraft. »Wenn ich einmal sterbe, will ich, dass alles ordnungsgemäß erledigt ist.«

So lernte ich Frau Heinen in der ersten Beratungssitzung kennen: eine bescheidene, ehrliche und tüchtige Frau. Vor vielen Jahren, nach dem Tod ihres Sohnes, fühlte sie sich nicht mehr lebensfähig und war für mehrere Monate in einer psychotherapeutischen Klinik. Einen Teil ihrer Geschichte und ihres Schmerzes konnte sie dort zulassen. Die Unterstützung dort brachte Heilendes und sie fand zurück ins Leben. Nun

war ihre leidvolle Geschichte erneut aufgebrochen

Sie suchte Unterstützung, um mit den auftauchenden inneren Bildern, den Gefühlen von Depression, Verzweiflung und Einsamkeit zurecht zu kommen. Auch hegte sie den Wunsch, mehr über ihre eigene Geschichte in Erfahrung zu bringen – z.B. durch Akteneinsicht.

Frau Heinen war nicht sicher, ob ihr das Erinnern gut tut. Einerseits war sie froh, „einen Deckel darauf gelegt zu haben“, andererseits tat es ihr gut, über Geschehenes zu sprechen

Nach vielen schmerzhaften Erfahrungen und Enttäuschungen hatte sie sich von Menschen zurückgezogen. Ihre einzigen Kontakte sind die Nachbarin und die Arbeitskollegin.

Sie erzählte mir ihre Lebensgeschichte, die mich tief berührte. Berührt hat mich ebenso, wie Frau Heinen es geschafft hat, sich dennoch die eigene Würde, Ehrlichkeit, ein großes Verantwortungsbewusstsein sowie eine Portion Humor zu bewahren. Obwohl sie die frühen Traumatisierungen in katholischen Einrichtungen erlitt, suchte sie Hilfe in einer Katholischen Beratungsstelle. Mit großer Dankbarkeit nahm sie die angebotene Hilfe an. „Hier bei Ihnen willkommen zu sein ist für mich die schönste Entschädigung.“

Sie wollte Ihre Erinnerungen wieder zur Ruhe kommen lassen. Am ehesten gelang ihr dies durchs das Schreiben. Und so entstand der nachfolgende Bericht, der im Einverständnis mit Frau Heinen hier veröffentlicht wird. Damit bekommt eine Geschichte von Heimkindern aus der Nachkriegszeit eine Stimme.

Für die damalige Heimerziehung war die Einfügung der Kinder und Jugendliche in die „überindividuelle Ordnung“ von höchster Bedeutung. Ziele der Erziehung waren demnach Anpassungsbereitschaft, Gehorsam, Fleiß, Ordnung und Anspruchslosigkeit. Die Heimerziehung der 50er und 60er Jahre war weitgehend religiös-moralisch und medizinisch geprägt. Die (Sozial-)Pädagogik gewann erst im

Lauf der Zeit nennenswerten Einfluss auf Theorie und Praxis der Heimerziehung³. Es ist viel Leidvolles geschehen. Mit der Veröffentlichung einer solchen Leiderfahrung geht es nicht darum, die in den Heimen tätigen Menschen grundlegend zu verurteilen.

„Wir schätzen die gute Arbeit, die in der katholischen Heimerziehung zum Nutzen von Kindern und jungen Menschen geleistet wurde und heute noch geleistet wird. Umso mehr bedauern wir zutiefst, dass damals offenbar auch in katholischen Heimen Kindern und Jugendlichen Unrecht und seelisches und körperliches Leid angetan wurde. Kirchliche Organisationen haben in diesen Fällen dem christlichen Auftrag, Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung zu fördern und ihre Würde zu schützen, nicht entsprochen. In den 50er und 60er Jahren gab es – neben Mitarbeitern, die diesen Auftrag der Nächstenliebe erfüllt haben – auch solche, die ihre Pflichten verletzt haben oder schuldig geworden sind. Sie haben das Vertrauen, das man in sie als Erzieherinnen und Erzieher gesetzt hat, enttäuscht. Diese Erkenntnis ist für uns schmerzlich“

Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, zu aktuellen Entwicklungen im Bereich „Ehemalige Heimkinder“ für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung am 14. Juni 2009

Vielmehr geht es darum, den Betroffenen ein Ansehen zu geben, daran Anteil zu nehmen und ihr Leid anzuerkennen. Denn gerade darunter haben die Betroffenen besonders gelitten, dass Ihnen nicht geglaubt wurde.

Der Schutz von Kindern und Jugendlichen, das Verhindern von Gewalt und Missbrauch an Kindern ist auch heute noch immer ein wesentlicher Auftrag der Gesellschaft der Kirche und der Beratungsarbeit.

Ich danke Frau Heinen für ihre Offenheit, ihren Mut und ihr Vertrauen, sich mit ihrer Geschichte zu zeigen. Sie selbst gab ihrer Geschichte die folgende Überschrift:

Ein ungewolltes Kind

Der Anfang

Ich stelle mich einfach mal hier mit dem Namen Maria vor.

Meine Geburt war im Jahre 1947. Einen guten Start hatte ich nicht, denn ich war ein ungewolltes Kind. Meine Mutter ließ mich in fremden Händen zurück in einem Heim für Säuglinge. Ich gehe davon aus, dass es mir da gut ging. Es sind Jahre an die ich mich nicht mehr erinnere. Meine Erinnerungen beginnen erst mit fünf Jahren. Da fing ein harter Abschnitt meines Lebens an mit Bestrafungen und Unterdrückungen. Meine Erziehung habe ich durch katholische Ordensfrauen erhalten. Frei entfalten konnte ich mich nicht. Es herrschte ein harter Ton, dem man sich fügen musste. Kleinste Vergehen wurden mit Schlägen in der Innenhand, die man aufhalten musste, mit Hilfe eines Handfegers geahndet. Es war auch üblich, dass man mit eiskaltem Wasser abgeduscht wurde. Auch stundenlang in der Ecke stehen gehörte zur Erziehung.

Angst war an der Tagesordnung

Umso mehr man Angst zeigte, umso mehr stand man unter Beobachtung. Mittagsruhe wurde am Tisch nach dem Essen abgehalten. Wir mussten den Kopf auf den Tisch legen und uns ruhig verhalten. Es war nicht immer möglich, sich ruhig zu verhalten. Es tat einfach sehr weh mit dem Kopf auf der Tischplatte auszuharren. Das war dann wieder ein Grund drauflos zu schlagen. Es gab immer Gründe, uns weh zu tun. Ein Erlebnis war die Krönung: ich mochte keinen fetten Speck im Essen, also hatte ich mir was ausgedacht. Wenn Speck im Essen war, spuckte ich ihn aus in mein kleines Händchen, nach dem Essen versuchte ich immer so schnell wie möglich auf das WC zu kommen, um es los zu werden. Eine Zeitlang ging es gut. Dann wurde ich erwischt, musste zurück zum Speisesaal und wurde aufgefordert, den Speck zu essen. Ich habe geweint und gesagt, ich mag den nicht. Aber es half kein Bitten und Flehen. Ich musste mich auf den Boden legen. Mit Zwang wurde der Speck in meinen Mund eingeführt, die Nase wurde mir dabei zugehalten. Ich habe alles erbrochen und das Erbrochene wurde mir wieder eingeführt. Bis heute weiß ich nicht, was

1 Name und Bild entsprechen nicht der realen Person.

2 Pressemitteilungen der Deutschen Bischofskonferenz vom 11.01.2010 005, „Beratung für ehemalige Heimkinder“ Katholische Kirche schaltet bundesweite Telefon-Seelsorge für Betroffene

3 Abschlussbericht des Runden Tisches „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren S. 13

danach passiert ist. Aber ich brauchte nie mehr Speck zu essen. Vielleicht lag es daran, dass ich schwer krank wurde nach diesem Vorfall. Ob das mit der Speckgeschichte zusammenhing, kann ich auch nicht sagen. Ich weiß nur noch, dass etwas sehr schlimm war, dass viele um mein Bett standen und ich das nur schemenhaft wahrgenommen habe.

Die Bestrafungen am Körper wurden nicht eingestellt, im Gegenteil. Es gehörte zur meiner Zeit zur Tagesordnung. Jede Kleinigkeit wurde mit Schlägen bestraft. Auch das Einsperren in einen dunklen Raum wurde als Strafe bevorzugt.

Am Abend, wenn es Schlafenszeit war und wir nicht gleich ruhig im Bett lagen, wurde uns bange gemacht mit Geräuschen. Ich glaube, es war der Speicher, der über unserem Schlafsaal lag. Durch diese Ängste habe ich lange als Jugendliche ins Bett gemacht.

Sexueller Missbrauch

Dann kam das, was man sexuellen Missbrauch nennt, was ich damals als Kind allerdings für normal hielt. Für mich als Kind war das eher Zuwendung. Strafen und Streicheln des

Körpers gehörte für mich zum täglichen Leben dazu. Praktiziert wurde es nachts. Man wurde in den späten Abendstunden leise aus dem Bett geholt und in ein Zimmer geführt. Erkannt hatte man niemanden, da die Ordenstracht abgelegt war. Man hätte nie am anderen Tag die Person wieder erkannt. Aber wie gesagt, es gehörte zu meinem Leben und es war, wie es war. Heute weiß ich, wie kaputt mich das für mein weiteres Leben gemacht hat, was ich als Kind erlebt und mitgemacht habe.

Zurück nach Hause

Als ich zwölf Jahre alt war, hat sich meine leibliche Mutter entschlossen, mich zu sich nach Hause zu holen. Monate vorher wurde ich zu ihrer Hochzeit für ein Wochenende geholt, um meinen Stiefvater und meine kleine Schwester kennenzulernen. Natürlich habe ich mich gefreut, endlich wie andere Kinder ein Elternhaus zu haben.

Der Tag rückte endlich näher und ich wurde für immer nach Hause geholt. Wie habe ich mich gefreut auf meine kleine Schwester und auf ein Zuhause. Ich kam auch in eine neue Schule. Es waren sehr schöne Wochen,

die man mir gab, mich einzuleben und mich zurecht zu finden in einer anderen Welt. Aber das Blatt drehte sich schlagartig. Das war auch etwas meine Schuld, weil ich in der Schule nicht so klar kam und weil ich Schwierigkeiten hatte mit kleinen Räumen. Nun, ich war bis dahin nur große Säle gewöhnt und das Kleine machte mir Angst.

Meine Mutter zeigte sich auf einmal ganz anders, als ich sie kennengelernt hatte. Sie wurde sehr böse und sie hatte schlimme Bestrafungen, die ich bis dahin nicht kannte. Meine Kindheit war vorbei. Nach der Schule war erst einmal putzen angesagt, dann Essen vorbereiten, Kartoffeln schälen, Gemüse putzen, dann mit der Schwester mehrmals um den Block laufen. Spielen gab es nicht für mich. Habe ich etwas nicht richtig gemacht und Notlügen gebraucht, gab es Schlafentzug. Ich musste in der Küche in einer Ecke stundenlang stehen ohne mich zu bewegen. Hab ich mich bewegt, gab es Prügel. Die allerschlimmste Strafe war, wenn ich von Aktivitäten ausgeschlossen wurde. In meinem Kinderzimmer wurde bis auf das Bettrost alles heraus genommen, die Rollläden herunter gelassen und mit



einem Schloss verriegelt. Dann wurde ich alleine gelassen. Das Kinderzimmer wurde abgeschlossen und meine Mutter, meine Schwester und Stiefvater gingen aus dem Haus. Ich habe niemandem etwas davon gesagt, so viel Angst hatte ich vor meiner Mutter.

Einige Monate später ging meine Mutter für drei Wochen in Urlaub und ließ mich mit meinem Stiefvater und der kleinen Schwester alleine. Ich musste mich in der Zeit um alles kümmern. Schule war nur noch Nebensache.

Dann kam etwas, was ich ganz schlimm fand. Mein Stiefvater hat mich in den Wochen, die wir ohne die Mutter waren, missbraucht. Ich habe mich geekelt, ich wollte nicht, aber ich musste. Er drohte mit neuem Heimaufenthalt und meinte, mir würde sowieso keiner glauben.

Ich war ein Kind und mein Stiefvater war schon 65 Jahre.

Endlich waren die Urlaubswochen vorbei wir gingen zum Bahnhof, um meine Mutter abzuholen. Als sie aus dem Zug stieg, fing ich an zu weinen. Sie fragte mich, was los sei und unter Tränen sagte ich ihr, dass ich ihr etwas sagen müsse. Sie schob mich beiseite und sagte, dass sie nicht behelligt werden möchte, da ich ihr sonst den Urlaub versauere. Ich war wie versteinert. Zu Hause angekommen schimpfte mein Stiefvater über mich und machte mich schlecht bei meiner Mutter, dass ich nichts gemacht, keine Schule besucht, nichts im Hause getan und nur faul herum gelegen habe.

An diesem Tag beschloss ich, nicht mehr Leben zu wollen

Tage später nahm ich aus dem Apothekenschränkchen viele Röllchen Tabletten. Ich nahm sie morgens mit zur Schule und vor Schulbeginn nahm ich sie alle auf einmal auf der Schultoilette und danach ging ich ins Klassenzimmer.

Auf der Intensivstation wurde ich wieder wach. Später, wie ich dann auf eine normale Station lag, kam meine Rektorin von der Schule, die ich besucht hatte.

Ihr habe ich alles erzählt und ihr auch gesagt, dass ich nie wieder nach Hause möchte.

Nach der Genesung kam ich in ein Übergangsheim. Da sollte entschieden werden, wo ich die nächste Zeit untergebracht werde sollte. Einmal in dieser Zeit kam mich meine Mutter besuchen, brachte mir eine Tasche mit voll schönen Sachen. So etwas hatte

ich noch nie bekommen. Sie packte alles auf dem Besuchertisch aus und sagte: „Wenn du alles zurück nimmst, bekommst du das alles.“ Sie packte alles wieder ein und ging.

Im Heim für schwer Erziehbare – Zum Guten Hirten

Ja, so wurde ich nach ein paar Monaten in ein neues Heim verlegt. Auf der Fahrt dorthin sagte man mir, dass ich in ein schönes Heim komme, wo ich auch weiter meiner Schule nachgehen kann.

Nein, ich kam nicht in ein Kinder- und Jugendheim, ich kam in ein Erziehungsheim für schwer Erziehbare, früher hieß es: Das Heim zum Guten Hirten.

Ich wurde bestraft für das, was man mir angetan hatte. Es war die Hölle in der Erziehungsanstalt. Wir waren den Nonnen ausgeliefert. Eine hohe Mauer trennte uns von der Außenwelt und alles wurde verriegelt. So stellte ich mir das Gefängnis vor. Schlimmer konnte das auch nicht sein.

Schule? Nein, die gab es nicht. Dafür gab es Arbeiten auf dem Feld. Im Hause gab es Arbeiten in Waschküche, Bügelsäle, Arbeiten, die draußen für die Kundschaft erledigt werden mussten. In den drei Jahren habe ich vier Erziehungsheime kennengelernt. In einem davon haben wir für eine Schokoladenfabrik in Aachen gearbeitet. Die Ware wurde geliefert und bei Fertigstellung wieder abgeholt.

In einem anderen Heim zum Guten Hirten haben wir für eine Konservenfabrik gearbeitet, Gemüse geschnippelt, die dort weiter verarbeitet wurden. Man muss einfach mal erwähnen, dass ich fünf Jahre für den Guten Hirten gearbeitet, aber diese Zeit findet sich nicht in meiner Rentenabrechnung.

Auch in den Erziehungsheimen wiederholten sich die Annäherungen von Erziehungsberechtigten, die für mich das Normalste waren. Ja, ich kannte es ja nicht anders, es gehörte dazu. Sogar Einsperren und Prügelstrafe gehörten dazu. Zur schwer Erziehbaren hat man mich dort erst gemacht. Ich verstand nichts mehr von dem, was da alles auf mich zukam. Man war nichts. Ich fühlte mich nur wie ein Gegenstand, mit dem die da oben tun und lassen konnten, was sie wollten.

Jetzt wurde ich wirklich schwer erziehbar, wurde rebellisch, ließ mir nichts mehr gefallen, denn ich war ja nur ein Inhalt von einer Akte.

An den Schmerz kann man sich gewöhnen

Bestrafungen und Einsperren taten mir nicht mehr weh. Ich empfand keine Schmerzen mehr, an Essensentzug gewöhnte man sich auch - an alles, was mir und meinen Mitzöglingen angetan wurde. Zöglinge war die Bezeichnung für uns. Wir haben auch mehrmals Ausbrüche aus diesen Heimen gestartet. Es haben nicht alle geklappt. Wenn wir aufgefliegen waren, ging es uns allen schlecht. Was dann dort geschah im Namen Christi, das hätte uns niemand geglaubt, wenn wir damals damit in die Öffentlichkeit gegangen wären. Denn wir waren ja schon abgestempelt, weil wir in diesen Erziehungsanstalten einsaßen. Wir wären ja gar nicht glaubwürdig gewesen. Im Jahr 1963 war dann mein letzter Ausbruch aus der Hölle des Eingesperrtseins.

Von der Hölle in die Hölle

Aber ich ahnte nicht, was mich da draußen erwartet. Ich machte mich mit vier Mädchen auf in die Freiheit. Was ich nicht wusste, dass sich die anderen nach dem Mauersprung von mir trennten. Was ich nicht wusste, wie verhalte ich mich in der Freiheit und wo soll ich hin und wo bekomme ich etwas zu essen. Es war mittlerweile schon spät abends, als mich ein Mann ansprach und mich fragte, was ich denn noch so alleine am Abend hier herum laufe. Ich war natürlich sehr dumm und erzählte ihm, ich sei aus einem Heim abgehauen. Er bot mir an, mit ihm etwas essen zu gehen und für die Nacht eine Schlafgelegenheit zu suchen. Natürlich nahm ich das Angebot an und war froh dass mir jemand helfen wollte.

Damit fing mein nächstes Martyrium an. Nachdem wir in einem Imbiss gegessen hatten, wollte er mit mir zu einer befreundeten Familie gehen, wo ich eine Zeitlang bleiben könne. Ich erinnere mich an ein schäbiges Haus, die Wohnung in die wir kamen, war auch sehr schmutzige. Nach wenigen Minuten fragte ich: „Wann kommt denn die Familie?“ Er gab mir zu Antwort: „Es dauert nicht lange.“ Es dauerte dann auch nicht mehr lange und es kamen statt der Familie drei Männer.

Vier schreckliche Tage und Nächte verbrachte ich in den Händen der vier Männer. Von allen vieren wurde ich abwechselnd vergewaltigt. Diese Hölle zu durchleben war grausam.

Nach fünf Tagen kam ich heraus aus dieser Wohnung. Es war keiner mehr da und die Wohnungstüre war offen. Ich rannte und rannte um mein Leben. Verstört ging ich durch die Straßen. Ich wusste nicht einmal wo ich war. Ich schlief noch eine Nacht und einen Tag ohne Essen unter einer Brücke und war froh endlich von der Polizei aufgegriffen zu werden.

Ich habe mich geschämt zu erzählen, was mir passiert war. Gesagt habe ich nur, dass ich aus dem Guten Hirten entlaufen bin.

Es gab keine Hilfe für das, was mir widerfahren war

Ich wurde wieder ins Heim gebracht und hatte erst einmal wieder Einzelzelle. Ich wurde von allem fern gehalten. Nach einer Zeit wurde ich untersucht und man stellte fest, dass ich schwanger war. Man wollte dann von mir wissen, wie das passiert ist. Ich erzählte der Oberin, was mir widerfahren war. Doch fühlte ich, dass sie mir nicht glaubte. Das Einzige, was man veranlasste, war die Verlegung in ein Mütterheim. Dort wurde ich wieder untersucht und danach gab es ein Gespräch mit der neuen Schwester Oberin im Heim.

Im Gespräch machte mir die Ordensfrau den Vorschlag, das Kind abzutreiben mit der Begründung der Vergewaltigung und wollte mir damit helfen. Diese Hilfe habe ich nicht angenommen und versucht, meine Haltung zu begründen. Mit meinen jugendlichen Worten gab ich ihr zu verstehen, dass egal wie meine Schwangerschaft entstanden war, ich ihr Angebot nicht annehmen möchte. Ich gab ihr zu verstehen, endlich etwas zu besitzen, was nur mir gehört. Nie gehörte etwas mir, alles war für die Allgemeinheit. Nun wusste ich, ich habe etwas, was nur mir gehört, was man mir nicht wegnehmen kann.

"Ein kleiner Zwischenruf": nie habe ich es bereuen müssen, mich für das Kind entschieden zu haben. Mein Sohn wurde leider nur 31 Jahre. Er verstarb 1995 nach schwerer Krankheit. Er war ein wundervoller Sohn. Ich vermisse ihn sehr.

Leider gab es damals keine Therapeutische Unterstützung für Jugendliche, die vielleicht auch so wie ich im Heim sowie zu Hause sexuell missbraucht worden sind. Schon gar nicht, wenn einem so was, wie mir passiert ist. Moralische Unterstützung bekam auch ich nicht von den Nonnen, die alles im Namen Christi taten.



Das Leben im Mütterheim

Nun werde ich von diesem Mütterheim schreiben, in dem ich fast zwei Jahre verbrachte, die Schwangerschaft, die Geburt und das Leben mit meinem Kind in diesem Heim.

Das Leben im Mütterheim während meiner Schwangerschaft verlief nicht anders als in den vergangenen Heimen. Die Ordensfrauen waren nicht netter, leider noch strenger. Der Tagesablauf war bestimmt durch beten und arbeiten. Es gab drei Möglichkeiten, dort unsere Arbeit zu verrichten: Waschküche, Bügelsaal oder Nähsaal. Mich steckte man in den Nähsaal, da ich ja schwanger war und körperliche Arbeit nicht verrichten konnte. Entschieden wurde dies von dem hauseigenen Arzt, den ich natürlich auch aufsuchen musste. Diesen Besuch habe ich nie vergessen. Natürlich war da auch immer eine Schwester zugegen, die assistierte. Bei dieser Untersuchung fragte ich den Doktor: „Wo kommt das Kind heraus?“ (Ich war dummerweise der Annahme, dass Kinder aus dem Bauchnabel heraus kommen). Die Antwort von ihm war: „Da, wo es rein ging, da kommt es auch raus.“ Jahre später erst wusste ich, wie unsensibel dieser Arzt war. Wie wurde eigentlich mit diesen jungen Mütter umgegangen, die selbst noch Kinder waren. Wir waren nur eine Karteikarte, die bearbeitet werden musste, damit dieser Arzt sein Geld verdienen konnte.

Dieses Heim hatte auch einen eigenen Zahnarzt. Alle, die dort in dieses Heim kamen, mussten zu diesem Zahnarzt. Auch diese Besuche vergesse ich nie, denn ich werde jeden Tag daran erinnert, wenn ich mir meine dritten Zähne putzen muss. Ich verlor sehr früh meine eigenen Zähne durch unnötige Arbeiten an meinem Gebiss. Bei meiner ersten Sitzung wurden zwölf Zähne plombiert und ein Zahn gezogen. Wohl bemerkt, ich hatte bis dahin keine Zahnschmerzen. Aber meine Zähne mussten laut Aussage des Zahnarztes gegenüber der Schwester behandelt werden. So hatte ich mehrere Sitzungen bei diesem Pferd doktor. Was ich dort mitgemacht habe, war grauenhaft. Wenn ich nur schon die Maschine hörte, zitterte ich am ganzen Körper und war schweißgebadet. Auch dieses wurde geduldet von den Ordensfrauen. Man gab den Ärzten volle Gewalt und Handlungsfreiheit über uns.

Mein Tagesablauf bestand ansonsten aus arbeiten und beten. Sprechen untereinander war während der Arbeit nicht erlaubt. Dafür sorgte eine Schwester, die vor uns im Saal an einem Pult saß und alles genau beobachtete. Fragen waren nur an sie zu stellen, wenn wir arbeitsmäßig etwas wissen mussten. Natürlich hielten wir uns nicht immer daran. Dafür gab es dann Strafen. Auch hier wurde keine Rücksicht genommen auf Schwangere oder auf diejenigen, die ihre Kinder

schon ausgetragen hatten. Ich hätte mir gerne eine schönere Schwangerschaft gewünscht. Doch habe ich für mich das Beste daraus gemacht. In meiner Freizeit habe ich Babysachen gestrickt und gehäkelt für dieses Kind, dass ich erwartete.

Dann kam der Tag der Niederkunft

Es war eine nicht so schwierige Geburt. Um 23.45 Uhr war alles vorbei und in meinem Arm lag ein kleines Menschenkind. Es war ein kleiner hübscher Junge. Nach einiger Zeit wurde mir das Kind weggeholt, damit ich etwas schlafen konnte. Ich war zwar erschöpft, aber so richtig schlafen konnte ich nicht. Dafür war ich so aufgewühlt, endlich etwas zu haben, was mir ganz alleine gehört.

Ganz früh am Morgen bekam ich das Baby zum Stillen gebracht. Aber der Schreck war sehr groß, da ich feststellen musste, dass es nicht mein Baby war. Ich schrie die Schwester an: „Es ist nicht mein Baby!“ Die Ordensschwester sagte, ich solle mich nicht aufregen, man wollte nur sehen, ob ich mein Kind auch wiedererkenne. Ich war entsetzt, dass diese Schwester versucht hatte, mir ein fremdes Kind zum Stillen zu bringen.

Das Mütterheim verfügte über eine Entbindungs- und Wöchnerinnenstation. Nach einer Woche musste ich die Wöchnerinnenstation verlassen. Das Kind kam auf die Säuglingsstation, was bedeutet, dass ich von da ab nur noch eine Stunde erlaubte Zeit für mein Kind hatte. Das Stillen war vorher schon abgesetzt worden, da ich Blutungen an der Brust hatte. Ich freute mich natürlich jeden Tag auf die Stunde, die ich mit meinem Baby verbringen konnte. Die Stunde ging so schnell vorbei. Es war einfach traurig, so wenig Zeit mit dem Baby verbringen zu dürfen.

Einmal habe ich mir erlaubt, einfach länger auf der Säuglingsstation zu bleiben. Ich habe mich geweigert, das Zimmer zu verlassen. Mit Gewalt und Entnahme meines Kindes, was ich auf dem Arm hielt, hat man mich von der Säuglingsstation entfernt. Weil ich die Regel nicht beachtet hatte, kam ich zur Strafe für eine Woche in Einzelhaft. Dafür gab es einen Raum, in den man eingesperrt wurde, um wieder zur Besinnung zu kommen. Das Essen wurde mir durch eine Klappe gereicht. Man durfte am Leben nicht mehr teilhaben. Das war nicht so schlimm für mich. Was aber ganz schlimm war,

dass ich in dieser Zeit mein Baby nicht besuchen durfte.

Ich habe nie wieder die Regeln gebrochen, die dem Kind und mir schaden konnten.

Ich wollte nie wieder einen Besuch bei meinem Baby versäumen. Ich habe dadurch verlernt, mich durchzusetzen. Ich habe mir alles gefallen lassen und mich nicht mehr gewehrt, auch wenn man mich zu Unrecht für etwas bestrafen wollte, was ich nicht getan habe. So hab ich dann schließlich ja gesagt auch zu dem, was ich nicht getan hatte.

So spielt sich auch heute noch mein Leben ab. In den zwei Jahren in diesem Mütterheim geschahen eine Menge Dinge, die mein weiteres Leben sehr geprägt haben.

Anmerkungen zum Schluss

An dieser Stelle beendete Frau Heinen zunächst das Schreiben. Die Alltagsorgen wuchsen ihr über den Kopf. Inzwischen war sie durch die Rückzahlung ihrer Schulden nicht mehr in der Lage, ihre aktuellen Lebenskosten zu tragen. Abermals kam sie in eine Situation der Ohnmacht. Hinzu kam eine große körperliche und psychische Erschöpfung. Um endlich alle Schulden loszuwerden, ließ sie sich eine Unfallrente auszahlen, was sich jedoch sehr hinzog und sie in eine existentielle Krise brachte. In diesem Zeitraum war es wichtig, ihr einen Ort für Gespräche, Beziehung und praktische Lebenshilfe anzubie-

ten. Frau Heinen traute sich wieder, Hilfe anzunehmen. Darüber hinaus war es ihr zunehmend möglich, die bestehenden Kontakte zu den Arbeitskollegen zu intensivieren.

In der letzten Stunde erzählte sie mir, dass sie wieder angefangen hat zu schreiben – und es ihr gut tut.

Trotz widriger Umstände hat Frau Heinen es geschafft, weiterzuleben, eine liebevolle Beziehung zu ihrem Sohn aufzubauen und für ihre Existenz zu sorgen. Trotz Verluste, Schmerzen und Entwürdigungen ist ihre enorme (Über-)Lebensleistung zu sehen. An ihren Arbeitsplätzen fand und findet sie Menschen, die ihren Wert schätzen und die bereit sind, sie zu unterstützen. In der Beratung wurde es möglich, Gelungenes zu entdecken und ihre Überlebensleistung zu würdigen. Dies unterstützte Frau Heinen, sich selbst mehr zu vertrauen und sich anzunehmen. Gemeinsam gehen wir auf die Spurensuche ihrer Kraftquellen und arbeiten an einem guten Selbstschutz für einen würdigen kommenden Lebensabschnitt.

Ursula Dannhäuser



Es ist gut, dass heute Anstoß an den Verhältnissen in deutschen Heimen im Nachkriegsdeutschland und der Situation einer Vielzahl von Kindern genommen wird und die Opfer von damals gegenwärtig in unserer Demokratie eine stärkere Stimme haben.

Eine Pädagogik, die psychotraumatologische Aspekte der Arbeit mit Kindern intensiv berücksichtigt, sollte der Goldstandard in der Jugendhilfe sein – im ambulanten wie stationären Bereich. So kann die Jugendhilfe heute zu einer erheblichen Humanisierung unserer Gesellschaft mit beitragen, indem sie in Kooperation mit Traumatherapeutinnen und Traumatherapeuten durch eine nachhaltige Unterstützung von seelischen Schwerverletzungen bei Kindern und Jugendlichen den Teufelskreis der Gewalt durchbrechen hilft. Die Opfer von damals tragen mit ihrer Stimme dazu bei, dass sich etwas tut.

Runder Tisch „Heimerziehung in den 50er und 60er Jahren“ (Hrsg.), Wenn Ehemalige Heimkinder heute zu uns in die Beratung kommen – was müssen oder sollten wir wissen? Berlin, Dezember 2010